

Die Stadt verschlingt den Betrachter

Cees Nootebooms venezianische Notizen erzählen auch vom Zauber der Literatur

Von Andreas Müller

Wie so viele andere Literaten – man denke nur an Thomas Manns „Tod in Venedig“, an Wolfgang Koeppens „Ich bin gern in Venedig warum“ sowie an Donna Leon mit ihren Brunetti-Krimis – hat Cees Nooteboom, der große holländische Schriftsteller und Dauer-Weltreisende, ein ganz besonderes Verhältnis zur Lagunenstadt im Nordosten Italiens. Der Zauber Venedigs überwältigt aber nicht nur Künstler, sondern alljährlich Millionen Besucher, was Alfred Andersch in seinem Roman „Die Rote“ schon 1960 so kommentierte: „Es ist idiotisch gewesen, nach Venedig zu fahren, jeder andere Ort wäre richtiger gewesen als ausgezeichnet dieses verkitschte Sight-Seeing-Zentrum, in dem es nichts gibt als Touristen und Nepp.“

Diese Feststellung aus Zeiten vor dem eigentlichen, sich seit Jahren beständig selbst überschlagenden Hype wird zunehmend selbst von Venezianern geteilt. In Scharen wandern sie seit vielen Jahren in Stadtteile auf dem Festland ab. Allerdings können weder diese Flucht noch die Kreuzfahrt-Riesen vor dem Markusplatz dem eigentümlichen Reiz Venedigs wirklich etwas anhaben. Wer die Gründe dafür kennenlernen möchte oder sich einfühlsam auf eine eigene Reise dorthin vorbereiten möchte, ist mit Cees Nootebooms Venedig-Band bestens bedient. In ihm sind Nootebooms bisher verstreut erschienen Venedig-Texte seit den achtziger Jahren endlich gesammelt erschienen – zusammen mit zwei extra für diese Edition geschriebenen Beiträgen und mit außerordentlich stimmungsvollen Fotografien von Simone Sassen.

Erneut erweist sich, welch sensibler Beobachter Cees Nooteboom ist, zu welcher weit-sichtigen wie geistreichen Erkenntnissen er kommt – und in welcher einfühlsamer Sprache er das alles zu beschreiben weiß. Er versteht es, während er „in den Kellern der Erinnerung umherirrt“, seine Eindrücke

über Jahrzehnte hinweg miteinander zu verbinden, lässt Zeiten zusammenfließen, ohne Entwicklungen und Unterschiede zu nivellieren. So schreibt er 2018: „Die Stadt wird zu einem Teil meines Lebens, wie ich nie ein Teil ihres Lebens sein werde. Sie wird mich fressen, wie sie alle ihre Geliebten und Bewunderer stets verschlungen hat.“ Der hier beschriebene Prozess, die Entwicklung der Sicht auf das Objekt könnte mit wenig anderen Worten auch das Verhältnis der Leser zum Buch und ihrem Autor beschreiben: Von unterschiedlichen eigenen Lebenserfahrungen und in speziellen Lebenssituationen wird man dieselbe Literatur unterschiedlich wahrnehmen, eigene Ergebnisse mit ihr verbinden.

So kann ein Buch mit jeder Lektüre etwas anderes auslösen und bewirken. Aber wenn man auf je spezielle Weise seinen Zugang gefunden hat, wird Literatur ihren Zauber immer wieder neu ausspielen können – erst recht bei einem Autor wie Cees Nooteboom. Wenn er uns über seine Empfindungen beim Betreten von und dem Leben in Venedig berichtet und an seinen Erfahrungen teilhaben lässt, kann das nur eine Bereicherung sein. Auch wenn sein Buch einen Venedig-Besuch nicht ersetzt, wird man mit ihm die Einmaligkeit dieser Stadt mit intensiveren Blicken sehen.



► Cees Nooteboom **Venedig**
Mit Fotos von Simone Sassen. Deutsch von Helga von Beuningen. Suhrkamp-Verlag, 240 Seiten, 24 Euro.

Spätzünders Rache

Tom Zürcher erzählt mit verquerem Sprachwitz eine Geschichte aus dem Arbeitsleben

(villa). „Ist das Ihr erstes Bewerbungsgespräch?“, fragt die Personalerin der Schweizerischen Bankanstalt Dick Meier, als dieser, nach seinen Stärken gefragt, antwortet, er könne essen, was er wolle, ohne zuzunehmen. Dick hat sich beim Jurastudium genug gelangweilt, bricht es ab und will sein eigenes Geld verdienen, um aus seinem einengenden Elternhaus ausziehen zu können. Erstaunlicherweise wird er eingestellt, der Arbeitsmarkt ist der Personalerin zufolge „ausgetrocknet“. An seinem ersten Arbeitstag bringt Dick Cremeschmittchen aus der Confiterie Sprüngli mit, „die wirklich teuer waren“ und die er fast alle alleine isst. Und als er am Abend eine Wohnung besichtigt, ruft seine Mutter an und fragt, wo er bleibt, sein Vater hätte schon die Zeitung zusammengelegt.

„Mobbing Dick“ beginnt als harmloser, höchst amüsanter Roman über einen Spätzünder, der im spießigen Elternhaus feststeckt. Der Zürcher Autor Tom Zürcher lässt Dick jedoch bald in persönliche Verwicklungen in der Bank ge-

raten, infolge derer er gern wieder „sein Studierzimmer einrichten, Vorlesungen besuchen und mit den Eltern im Wald spazieren“ würde. Anfangs ist es nur als Scherz, als kleine Rache an der Erwachsenenwelt gedacht, dann kann Dick nicht mehr aufhören und fährt fort, alle um sich herum in der Bank zu mobben. Bald verschwimmen die Grenzen zwischen dem alten Dick und Mobbing Dick – aufgrund der skurrilen Weltsicht des Antihelden und des verqueren Sprachwitzes ein faustisches Vergnügen.



► Tom Zürcher **Mobbing Dick**
Salis-Verlag Zürich, 288 Seiten, 24 Euro.

Mit Architektur Staat machen

Elisabeth Plessen widmet den Bauten der Bundesrepublik eine eindrucksvolle Studie

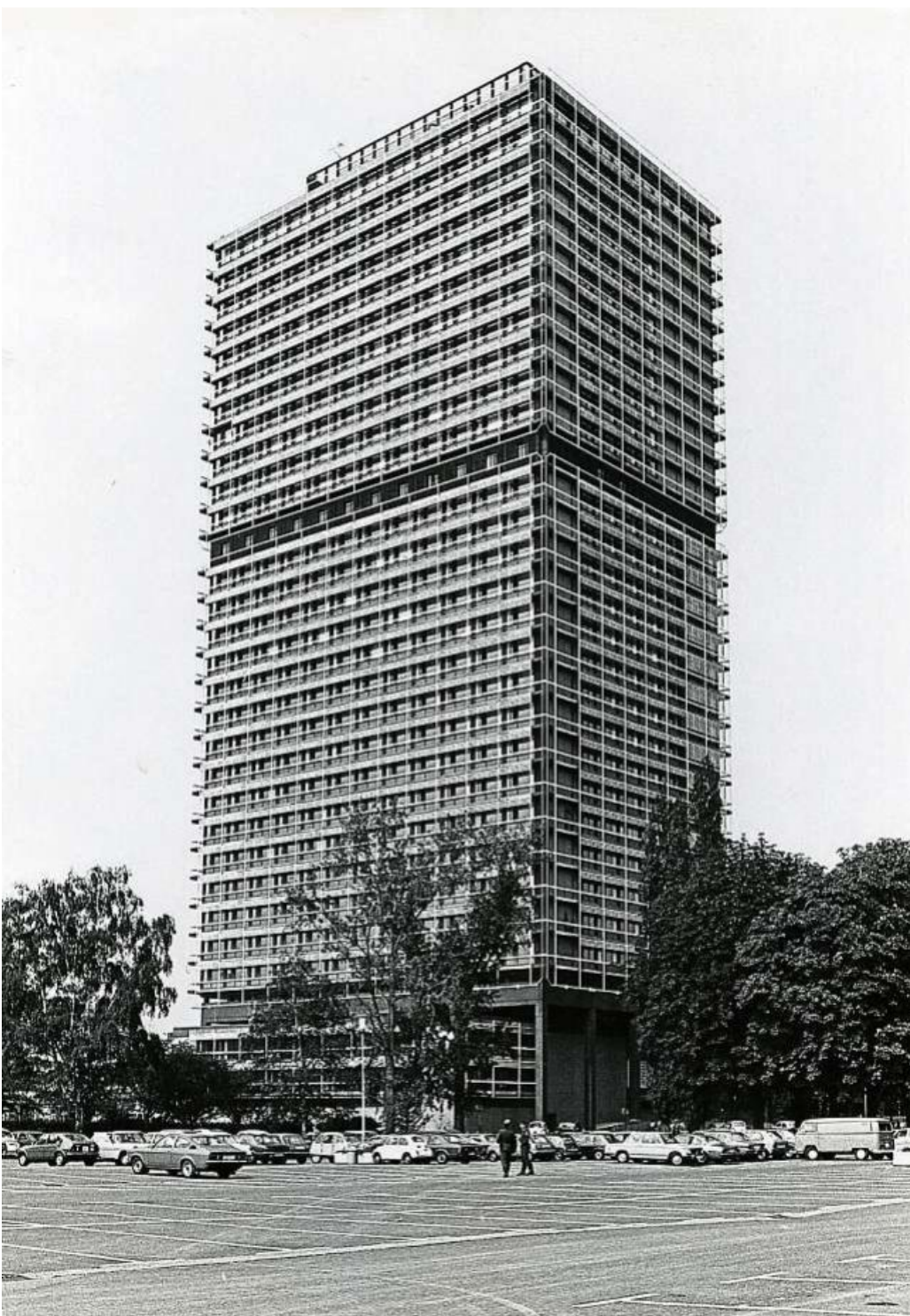
Von Johannes Breckner

Konrad Adenauer und Ludwig Erhard hielten nicht viel voneinander. Erhard war Vizekanzler, als er 1957 mit der Planung einer neuen Dienst- und Repräsentationswohnung in der Nähe des Palais Schaumburg begann, und er legte alle Termine so, dass Adenauer möglichst lange nichts davon mitbekam. Erhard umging nicht nur den Kanzler, sondern auch den von ihm selbst ein Jahr zuvor unterzeichneten Baustopp des Bundes für Bonn, er beauftragte selbst den befreundeten Sep Ruf als Architekten, und er scherte sich nicht um den Bundestag, der die Baukosten von 2,6 Millionen Mark noch gar nicht bewilligt hatte.

Die Bauten des Bundes sind besser als ihr Ruf

Der „Kanzlerbungalow“ wurde denn auch vielfach kritisiert. Zu teuer, zu klein, vor allem: zu modern. Heute gilt es als herausragendes Beispiel der Nachkriegsmoderne. Derlei Geschichten erfährt man am Rande der Studie, für die Elisabeth Plessen alle Bauten der Bundesrepublik Deutschland zwischen 1949 und 1989 mit bemerkenswerter Gründlichkeit dokumentiert hat. Allein der bilderte Katalogteil ist eine Einladung zum Blättern und Staunen. Ob es um Botschafterresidenzen geht oder um Verwaltungsbauten, um Forschungseinrichtungen oder deutsche Schulen im Ausland: Jeder Bau ist in Bildern und mit detaillierten Angaben zu Planung, Entstehung bis hin zu Verwendung und Zustand in der Gegenwart verzeichnet.

Das klingt erst einmal nach einer großen Fleißarbeit, aber in der Summe zeigt diese Zusammenschau, dass die Gering-schätzung der Bundesbauten, über die in der Architekturkritik über Jahrzehnte Einigkeit herrschte, nicht durchgängig angebracht war. Gewiss, es gab geist- und seelenlose Zweckbauten in großer Zahl. Aber eben auch bemerkenswert elegante Entwürfe wie die Botschaften in Tokyo oder Rio de



Wahrzeichen der Bonner Republik: Das Abgeordnetenhochhaus, entworfen von Egon Eiermann, trägt bis heute den Beinamen „Langer Eugen“.
Foto: Stadtarchiv Bonn/Friedrich Schulz

Janeiro oder die Expo-Pavillons in Brüssel, entworfen von Sep Ruf und Egon Eiermann, der später mit dem Abgeordnetenhochhaus in Bonn ein Wahrzeichen der Bonner Republik an den Rhein setzte.

Der großartige Katalogteil ist aber nur Anhang zu einer umfangreichen, gut strukturierten

und argumentativ überzeugenden Analyse öffentlicher Architektur und ihrer Wahrnehmung. Denn Westdeutschland tat sich schwer mit dem Bauen; Otto Bartning nannte auf einer Architektentagung 1952 als Grund die zurückliegende „Vergottung des Staates“, die eine würdige Baukultur in demokra-

tischem Selbstbewusstsein verhindern. Je mehr dieses Selbstbewusstsein wuchs, desto qualitätsvoller wurden auch einige Bauten. Wobei stets peinlich darauf geachtet wurde, sie bloß nicht zu repräsentativ erscheinen zu lassen. Die „Haltung der Zurückhaltung“ war vor allem bei Auslandsbauten gefragt.

Und einer der späten Planungen der alten West-Republik, die von Oswald Mathias Ungers geplante Botschafterresidenz in Washington, wurde nach ihrer Fertigstellung 1994 international gerühmt, in Deutschland aber wegen angeblich faschistischer Anlehnungen heftig geschmäht.

Plessen unterfüttert ihre Darstellung mit vielen Dokumenten. Sie beschreibt, wie sich in der Bautätigkeit das Selbstverständnis auch des geteilten Landes spiegelt. Der Bonner Baustopp von 1956 folgte dem Wunsch, Berlin als Hauptstadt zurückzugewinnen, in der Folge wurde jede Entwicklung in Bonn als Verrat an Berlin beargwöhnt. Bereits 1957 gab es, in dem Band ebenfalls dokumentiert, Planungen für ein Berliner Regierungsviertel – zu dem nur, dass einige der geplanten Flächen im sowjetischen Sektor lagen.

Neben dieser fundierten historischen Studie differenziert Plessen die Zuständigkeiten und Verantwortlichkeiten des öffentlichen Bauens, schildert die bedeutende Rolle der Bundesbaudirektion, bevor sie exemplarisch besonders geschätzte und gescholtene Bauten mitsamt ihrer Entstehungs- und Wirkungsgeschichte untersucht. Die bundesdeutsche Staatsarchitektur ist nach Plessen besser als ihr Ruf: In der Summe sei es ein über die Welt verteiltes Architekturensemble, das nach Möglichkeit erhalten werden sollte.



► Elisabeth Plessen **Bauten des Bundes 1949 – 1989**
Verlag DOM Publishers in Berlin, 675 Seiten im Großformat, 550 Abbildungen, 98 Euro.

Der Kritiker als Detektiv

Süffige Theatersatire mit Biss und heitere Belehrung: Der Darmstädter Journalist Stefan Benz debütiert als Krimiautor

Von Johannes Breckner



Stefan Benz schreibt übers Theater – als Kritiker dieser Zeitung ebenso wie in seinem ersten Roman.
Foto: Guido Schiek

Mager, den der Chefredakteur dem Kritiker zur Seite gestellt hat. Also verschläft Beck einen Skandal und muss sich von dem ahnungslosen jungen Mann die Ereignisse erzählen lassen. Dabei ist er doch selbst der große und lustvolle Theatererklärer, ein wandelnder Schauspielführer, der seinen Freund für die Plauderei in der Premierenpause wappnet und gleichzeitig den Lesern Theaterlektionen erteilt – über „Kabale und

Liebe“ oder „Romeo und Julia“, „Titus Andronicus“ und „Amphitryon“. Und natürlich Medea, denn Benz passt im Theater besser auf als Beck.

Fünf Kapitel, fünf Dramen: Das ist die klare Gliederung für ein temporeiches und sehr unterhaltsames Romandebüt. Und wenn Benz auch keine Ähnlichkeit mit Beck hat, so schmunzelt man gerne über viele Anknüpfungen an die erlittenen Wirklichkeit. Dieser Roman ist Theatersati-

re und Mediengroteske zugleich: Becks Zeitung, die „Neue Post“, sucht ihr Heil gegen den Auflageschwund in Skandalisierung und Twitter-Botschaften, bei denen die Wahrheit bisweilen auf der Strecke bleibt. Das Feuilleton wird zur „Cool-Tour“, unter der Marke „#theaterchecker“ wird live aus Premieren berichtet. Theaterfreunde werden sich über die Beschreibung des Kulturbetriebs freuen, in dem die Wichtigtuere miteinander wetteifern, und über ein Theater, in dem für die kulinarisch-opulente Oper das Schauspiel leiden muss, während der Intendant gerne Brokatmantel zum Pantoffel trägt und wie ein Sultan herrscht. Weintrinker haben Spaß an der Parodie der Sommeliers-Poesie. Und über diese mehrfachen Vergnügen könnte man fast den Kriminalfall übersehen, auf den Beck ziemlich spät stößt und der den Kritiker zum Detektiv macht; eine Rolle, in der sich Beck ziemlich tölpelhaft anstellt, was dem Erfolg aber nicht schadet, im Gegenteil.

Bis zur überraschenden Aufklärung hält Benz die verschiedenen Seiten seiner Er-

zählung mit geschickt gesteuerter Fabulierlust zusammen, findet komische Situationen und schrullige Typen, ist nicht zimperlich in der Überzeichnung seiner Satire, hinter der doch eine feine Analyse der Wirklichkeit steckt. In diesem Dauerfeuer der Einfälle staunt man, dass ihm die Puste bis zum Finale nicht ausgeht. Und das ist gut: „Theaterdurst“ ist der Anfang einer Trilogie, auf deren Fortsetzung bald viele Lesedurstige warten dürften.



► Stefan Benz **Theaterdurst. Herr Beck und die Höllenlimonade**
Verlag Tredition in Hamburg, 230 Seiten, 10,99 Euro (Paperback) oder 18,99 Euro (Hardcover).